

Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1984)

Artikel: Jugendjahre in Aarburg : aus den Jugenderinnerungen von Clara Weigum-Plüss 1872-1965 [Fortsetzung]
Autor: Brunner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-787792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

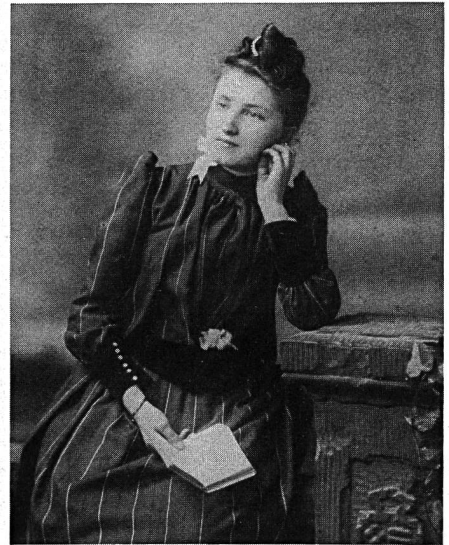
Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugendjahre in Aarburg

Aus den
Jugenderinnerungen von Clara Weigum-Plüss
1872—1965

von Hans Brunner, Aarburg

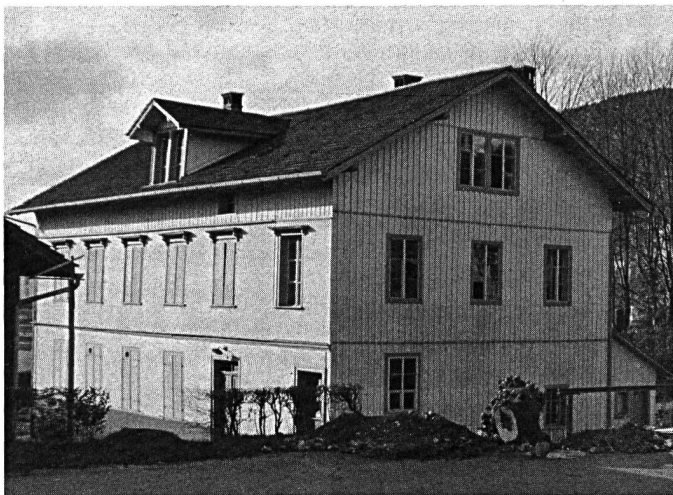


Im letztjährigen Neujahrsblatt haben wir aus den Jugenderinnerungen der Schriftstellerin Clara Weigum einen Abschnitt mit Erlebnissen aus den ersten Schuljahren abgedruckt. Der vorliegende Auszug befasst sich vor allem mit der Bezirksschulzeit. In jenen Jahren wurde die Aarburger Bezirksschule entscheidend geprägt durch das Dreigestirn der Hauptlehrer Rahm, Bohler und Dinkelmann. — Kürzungen sind durch eckige Klammern [...] bezeichnet.

Wohl in den Herbst meines dritten Schuljahrs fiel der Umzug zu Lehrer Hofers. Sie bewohnten ein grosses Haus ganz in der Nähe des Bahnhofs. Diese Lage mochte Vater bewogen haben, dorthin zu ziehen, denn der weite Weg bis ins Städtchen hinunter nahm ihm zuviel Zeit weg, besonders am Mittag, wo er zwischen den Zügen heim zum Essen kam. Das ganze Parterre des grossen Hauses nahm ein Betsaal einer Gemeinschaft (ich glaube, es waren «Christchonaleute») ein. Auch Sonntagsschule wurde dort gehalten. Wir bewohnten den ersten Stock mit Ausnahme einer grossen Stube beim Eingang, die sich Hofers vorbehalten. Sie selbst hatten sich, wohl aus Sparsamkeit, in die oberste, eine Mansar-

denwohnung, zurückgezogen. Die Familie bestand aus den Eltern und 7 Kindern: Fritz, Lydia, Marie, Ernst, Paul, Gotthilf und Tabitha. Es waren fromme, rechtschaffene Leute, bei denen auch öfters Prediger und etwa einmal der Inspektor Rappard selbst einkehrten, um «Stunde» zu halten. [...] Dass mein Vater zuweilen kein liebevoller «Pädagoge» war, beweist ein kleines Erlebnis. Es ist eines der traurigsten, die ich dort in dem grossen Hause erlebte. Wir hatten, was nicht jedes Jahr der Fall war, zu Weihnachten einen Christbaum gehabt. Er stand in der grossen Stube und sollte am Sonntag nach dem Fest nochmals angezündet werden. Da Schlittbahn war, hatten Erwin und ich am Nachmittag geschlittelt und sassen nun,

uns wärmend, auf der untern «Chunst» neben dem grossen Kachelofen im Wohnzimmer. Dabei wollte mich Erwin vom Ofenwinkel verdrängen, ich stiess ihn zurück und er warf dabei die Petrollampe um, die auf der obern «Chunst» stand. Zum Glück konnte Erwin in rascher Geistesgegenwart die Lampe noch ergreifen und aufstellen, bevor das Petrol herauslief und so vielleicht einen Brand verursacht hätte. Immerhin war der Glaszylinder und die kleine «Glocke» aus Milchglas dabei in Scherben gegangen. Mutter war auf das Geklirr erschrocken aus der Küche hereingestürzt, und da sie die Beschörung sah, schalt sie uns tüchtig. Sie schloss mit der Drohung, sie werde uns beim Vater verklagen ob unserer Unart. Da erfasste mich heisse Angst, denn ich fürchtete Vaters Zorn. Zitternd erwartete ich nun die bevorstehende Strafe und konnte es nicht verstehen, dass er, nachdem er heimgekommen war und zu Nacht gegessen hatte, noch in der «schönen Stube» den Christbaum anzündete. Während er nun gut gelaunt ein



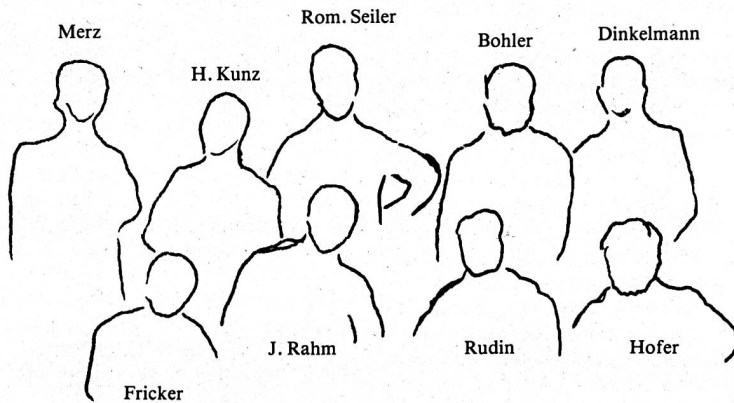
Haus Lehrer Hofer, mit evangelischem Vereinslokal, von der Güterstrasse aus gesehen (Ostansicht). Wohnung der Familie Plüss von ca. 1881—1884.



Blick von Süden auf den Bahnhof Aarburg (1885).



Aarburger Lehrer 1895



Kerzchen nach dem andern anbrannte, standen Erwin und ich schuld bewusst daneben. Als alle Lichtlein brannten, hielt ich es nicht mehr aus. Zitternd gestand ich plötzlich: «Vater, wir haben die Lampe zerbrochen!» Da war es mit Vaters guter Laune gründlich vorbei. Er hieb erst Erwin tüchtig durch, und dann bekam auch ich noch meinen Teil an Schlägen. — Ich glaube, dass dies das letzte Mal war, dass er mich körperlich züchtigte. Ich fühlte mich auch wirklich schuldig und nahm die Strafe, so schmerzlich sie war, geduldig hin. Weher noch als die Schläge traf es mich, dass Vater nachher den «Gertel» aus der Küche holte und den lieben Christbaum mitten durch in zwei Teile hieb, so wie er in seinem Schmucke dastand. Und als ich dann, ganz in Zerknirschung und Traurigkeit, gleich darauf zu Bett musste, machte mir Erwin noch heftige Vorwürfe über meine «so dumme Klatscherei». Mutter hätte es gar nicht dem Vater gesagt, sie hätte heimlich schon eine Milchglasglocke wieder gekauft, ohne dass er es merkte. Sie hätte nur gedroht mit dem Verklagen, um uns Angst zu machen. So war es wahrscheinlich auch. — [...]

Ein neuer Zeitabschnitt begann in meinem Kinderdasein, als wir nach etwa 2½ Jahren von Hofers weggezogen und die Parterrewohnung bei Frau Witwe Würzler an der untern Bahnhofstrasse bezogen. Wir hatten dort drei Zimmer und eine grosse Mansarden-

stube nebst Küche und Zubehör inne. Auch Anteil an dem ziemlich grossen Gemüsegarten und einen «Pflanzblätz» hinter dem Hause, an den sich Wiesen und ein kleiner Obstgarten schlossen, bis hin zum Dorfbach hinunter. Jenseits desselben stiegen die Wiesen zum sog. «Hübeli» hinan, auf dem ein grosses Doppelhaus mit Wohnungen für die Aufseher der Weber'schen Fabriken stand, die dahinter ihren Anfang nahmen. — [...]

Gleich nach dem Umzug, der wohl am 1. April stattgefunden hatte, kam für mich die Aufnahmeprüfung in die Bezirksschule und nach etwa zwei Wochen Ferien der Eintritt in dieselbe. Ich hatte die Prüfung, vor der mir Erwin etwas bange machen wollte, sehr gut bestanden und freute mich nun der erweiterten Lernmöglichkeiten für meinen allzeit hungrigen Geist. Der Schulweg war für uns nun um die Hälfte kürzer geworden. Dafür hatte Vater wieder einen längeren Weg zum Bahnhof hinauf. [...]

Ausser den drei Hauptlehrern an der Bezirksschule, den Herren Rahm, Bohler und Dinkelmann, gab es noch mehrere Hilfslehrer. Herr Pfr. Dietschi erteilte den Religionsunterricht, der Organist Herr Bürli Gesang, Herr Hofer Zeichnen und Herr Schutz (der die beiden ersten Primarklassen neben Herrn Rudin unterrichtete) Turnen. Herr Bohler, der in der 1. Klasse neben dem Französisch, das er gut unterrichtete, auch

Deutsch und Schweizergeschichte gab, war ein langweiliger und etwas pedantischer Patron. Besonders die Schweizer-Geschichtsstunden waren so langweilig, dass der schwächliche Schneiderssohn Eduard N. zuweilen darob sanft einnickte. Er konnte nicht lange mit uns die Schule besuchen, der zarte, kleine Edi. Er erlag bald einer Krankheit und wurde von den Mitschülern zu Grabe geleitet. Wir sangen ihm am Grabe das Lied: Kennst du das Land? Auf Erden liegt es nicht. ...

Herr Bohler hatte neben dem Schulhaus eine Schreibmaterialienhandlung, und wir mussten wohl oder übel alle Hefte und sonstigen Schulsachen bei ihm kaufen, auch die Schulbücher. Von der französischen Grammatik pflegte er alle paar Jahre eine andere einzuführen und die älteren ausser Kurs zu setzen. Da er gute Preise ansetzte, verdiente er jedenfalls ein gutes Stück Geld an all' diesen Sachen. Doch hatte er einige Kinder, die er gut ausbilden liess, und konnte daher den Verdienst wohl brauchen.

Sein Kollege Dinkelmann hatte nur ein einziges Kind und zu seinem Leidwesen ein nicht begabtes. Frieda war eine Klasse unter mir, ein etwas verschüchtertes, unkindliches Kind, das jedenfalls gleich seiner zarten Mutter viel unter dem rauhen Wesen des Vaters zu leiden hatte. Auch bei den Schülern war Herr Dinkelmann gefürchtet ob seines Jähzorns und seiner derben Ohrfeigen. Die Mädchen schlug er freilich nie, doch zitterten wir schon heimlich, wenn seine kräftige Stimme anfang, zum Donnerrollen anzuschwellen. Freilich hatte dieser grobe, doch biedere Berner daneben auch recht schätzenswerte Eigenschaften. Er war ein tüchtiger Lehrer und gar nicht parteiisch, wie zuweilen Herr Bohler. Dazu ein grosser Freund der Natur. Er gab Naturkunde und Rechnen und in den obern Klassen Geometrie (wir Mädchen bekamen nur in der 1. Klasse einige Grundbegriffe von letzterer), Algebra, Physik und Chemie. Ich selbst verdanke Herrn Dinkelmann wohl viel von meinem Interesse an der Natur, besonders der Pflanzenwelt. Wie fördernd war seine Naturkunde durch unser gemeinsames Botanisieren in Wald und Feld, wodurch wir die Pflanzen nicht nur nach ihrer Art und ihrem Aufbau, sondern auch an ihren Standorten kennen lernten. Freilich durfte bei Herrn Dinkelmann unterwegs keine Allotria getrieben werden. Wir hatten unsere kleinen Heftchen mit, worin die gefundenen Pflanzen mitsamt ihren lateinischen Namen eingetragen wurden. Und beim nächsten «Botanisiergang» sollten wir dann die Namen wissen. «Wie heisst dies Kraut?» fragte mich Herr D. einmal. «Schöllkraut», lag es mir schon auf der Zunge. Doch plötzlich wurde ich unsicher und blieb stumm. Da tupfte mir Herr D. den gelben, beissenden Saft der Pflanze auf die Lippen, und diese öffneten sich nun, um den Namen derselben herauszulassen. Ich war zwar nicht erfreut über die nähere Bekanntschaft mit dem scharfen Saft, den man ja zum Wegätzen der Warzen gebraucht. Doch diente mir dies kleine Erlebnis zum Ansporn, denn ich fühlte, dass Herr D. gerade von mir mehr erwartete als von andern. Er wandte sich meist an mich, wenn es galt, irgend eine Pflanze zu nennen oder zu bestimmen und es die andern nicht oder nur teilweise wussten. Da hiess es dann

einfach: «'s Plüss!» So bildete sich denn bald ein gewisser Kontakt zwischen Lehrer und Schülerin. Ich wagte es sogar, den Gestrengen über allerlei zu fragen. [...] Unser Verhältnis blieb bis in die spätern Jugendjahre hinein stets ein gutes, und ich habe ihn noch öfters besucht. Er lud immer wieder dazu ein. Doch von allen meinen Lehrern war es der «dritte im Bunde», Herr Rahm, der mich am meisten förderte und beeinflusste. Ihm hing ich mit etwas schwärmerischer Zuneigung an. Dort war der innere Kontakt noch weit stärker, als bei Herrn Dinkelmann. Begreiflich! Denn Herr Rahm war erfüllt von Idealen, ein Dichter und hochbegabter Mann. Es eignete ihm auch in hohem Masse die Kunst, seine Schüler zu begeistern für alles Hohe und Edle. Wie flogen bei ihm in der 2. und 3. Klasse die bei Herrn Bohler so langweiligen Geschichtsstunden nur so hin unter seinem lebendigen Vortrag, den er oft noch durch Bilder aus irgend einem Buche veranschaulichte! Selbst die deutsche Grammatik, ein sonst allgemein unbeliebtes Fach, bekam für mich wenigstens ein freundliches Gesicht bei Herrn Rahm. Es hiess zwar, dass bei ihm die Disziplin eine etwas lockere sei. Es stimmte dies insoweit, dass er in verstehender Güte uns manche Unebenheit und manchen kleinen Unfug übersah, den andere «Schulmeister» vielleicht gerügt oder gar gestraft hätten. Dies galt besonders für die Mädchen. Er konnte aber auch einmal, wenn das Mass voll war, mit Strenge dreinfahren, immerhin mit der nötigen Selbstbeherrschung. Körperliche Züchtigungen waren ihm offenbar zuwider, und er wandte sie jedenfalls nur bei Buben an, wenn alles andere versagte, im äussersten Falle. [...]

Er hatte auch viel Sinn für Humor; das half ihm, manche Klippe glücklich zu umschieben. Man durfte bei ihm auch etwa einmal herzlich lachen, wenn etwas Lustiges passierte. Vor unserer Zeit hatte er in einer Klasse einmal ein paar grosse, «handfeste» Mädchen, die sich nicht scheuten, auch etwa mit den Buben ein «Sträusslein» zu wagen, wenn diese zu aggressiv wurden. Als Herr R. nun einmal bei einem solchen kleinen Handgemenge zum Beginn des Unterrichts eintrat, fragte er etwas betreten, doch heimlich belustigt: «Aber Kinder, ihr spielt wohl den «Raub der Sabinerinnen»?» Ein kleiner Knirps aber erwiderte kläglich: «Nei, si hend eus gnoh!»

Herr Rahm war ein Hüne von Gestalt, mit bedeutendem Kopf. Er mochte damals etwa anfangs der Vierzig oder Ende der Dreissig sein und war Junggeselle. Manche der Aarburger Töchter mochte wohl ein Auge auf den stattlichen Mann geworfen haben, aber er blieb ledig bis zu seinem 50. Jahre, wo er dann doch noch eine Zürcher Professorstochter heimführte. Wenn er mit seinen langen Beinen über den Platz vor dem Schulhaus nach dem «Bären», wo er ass, oder zu seiner Wohnung im 2. Stock der Eisenhandlung Bohnenblust (beim sog. «Bohne-Ludi») schritt, dann hatte er etwas von einem riesigen Storch an sich. Dies mochte ihm bei den Schülern den Namen «Cigogne» eingetragen haben. Noch respektloser, aber gewissermassen sinnvoll klang der unter seinen Zöglingen gebräuchliche Übername «Nideljoggeli». — Wir Mädchen bekamen nun auch eine andere Arbeitsschullehrerin, eine Frl. Hutter, die mit meiner Mutter ein wenig befreundet

war. Sie war schon ziemlich hoch in den Jahren und noch weniger hübsch als die «Jungfer Niggli». Doch liebten wir die gute, mütterlich gesinnte Seele weit mehr als diese. Sie wohnte mit einem alten, an Verfolgungswahn leidenden Bruder in einem schmalen Hause gleich neben dem Schulhaus, wo ich sie zuweilen etwa mit einem Auftrag von Mutter besuchte. Eine grosse Freude war's mir, dass wir zuweilen in der Arbeitsschule, die wöchentlich zweimal nachmittags stattfand, vorlesen durften, der Reihe nach. Es wurden die schönen Spyri-Geschichten «Heimatlos» und «Heidi» gelesen. Ich konnte es kaum erwarten, bis jeweilen die Fortsetzung kam. Diese Herrlichkeit dauerte freilich nur, solange wir am Stricken und Strümpfstopfen waren. Beim Zuschneiden des Hemdes und beim Nähen desselben ging es nicht mehr so gut. Wir nähten alles von Hand, und es wurde sehr darauf gehalten, dass die «Drüllnähte» (Kappnähte) schön gerieten und man die «Hinterstiche» hübsch dem ausgezogenen Faden nach nähte, wobei nur zwei Fädchen des Gewebes auf einmal gefasst werden durften. Auch die Säume wurden immer erst fadengerade gekritz und dann mit «Nebenstichen» oder Stichelchen befestigt. In den obern Klassen kam dann noch das exakte Verweben der Stoffe, das Zeichnen und Zuschneiden der Wäsche und Muster etc. dazu. Wir durften auch jedes Jahr eine oder mehrere sog. «Drüberie-Arbeit» machen, Stickereien oder Häkelarbeiten, die dann am Examen extra ausgestellt wurden. Zwei von diesen auf Stramin brodierten Arbeiten sind noch vorhanden, ein schon von Schaben angefressenes Stück eines grossen Wandkorbes (für Zeitungen bestimmt) und ein mächtiger sog. «Bütelblätz» mit mehreren Alphabeten und sonstigen Stickereien bedeckt. An dem Prachtstück arbeitete ich zwei Jahre, teils in der Schule, teils in den wenigen dafür erübrigten Stunden zu Hause, denn auch an dem obligaten Paar Strümpfe musste noch daheim gestrickt werden. Meine Zeit daheim war also sehr ausgefüllt, denn neben den fast täglichen Aufgaben für die Schule beanspruchte auch Mutter meine Zeit durch Kommissionen besorgen und kleine Hilfeleistungen im Haushalt, wie Geschirrwaschen, Schuhputzen usw. Erwin musste freilich tüchtig mithelfen, und als dem älteren und weitaus stärkeren Teil fiel ihm auch die schwere Arbeit zu. —

Die Ansprüche an unsere Kräfte vermehrten sich noch, als im Herbst meines ersten Bezirksschuljahres, am 28. September 1883 Edgar (also nochmals ein Brüderchen!) ankam. Ich erinnere mich noch gut jenes Nachmittags — vielleicht hatten wir frei, oder es war schon anfangs der Herbstferien —, dass wir Kinder uns draussen aufhalten mussten. Ich hatte eine dunkle Ahnung, was der lieben Mutter bevorstand, und sass bangen Herzens auf einem der «Ladenbäume» (gesägte und wieder aufgeschichtete Baumstämme, H.B.) gegen die Strasse hin. Da sah ich auf einmal Vater eiligen Schritts aufs Haus zukommen. Dabei rief ihm der gegenüber hantierende Schmied Wirth zu: «No, git's Juged?» Da wusste ich es bestimmt, dass Mutters schwere Stunde gekommen sei, wenn ich auch deren Einzelheiten noch nicht kannte. Niemand hatte uns ja von den Erwachsenen davon etwas gesagt. Meine Angst um die geliebte Mutter

nahm immer zu, bis gegen Abend, wo wir hineingerufen wurden, den neuen kleinen Bruder zu begrüßen. Er hatte im Gegensatz zu seinen beiden brünetten Brüdern blaue Augen und ganz helle, fast weisse Haare.

Wer uns, bis Mutter wieder arbeitsfähig war, den Haushalt besorgte, weiss ich nicht mehr genau. Ich glaube, es war eine ältere, brummige Person, die uns keine Zuneigung einflössen konnte. — Es mochte der ohnedies geschwächten Mutter nicht leicht geworden sein, nochmals einem Kinde, dem achten, das Leben zu geben und es Tag und Nacht zu pflegen. Und es war ein anspruchsvolles Kind, das des Nachts viel schrie und dem öfters etwas fehlte. Vater konnte bei seinem strengen Dienst keine Ablösung bieten, abgesehen davon, dass er sich auch nicht zur «Kindsmagd» geeignet hätte, ungeduldig wie er so leicht wurde. Da war es denn verständlich, dass Mutter nicht auch noch früh aufstehen konnte, um uns zur Schule zu rüsten. Erwin, der in der Mansarde schlief, während Robert und ich in dem Stübchen neben dem Hausgange unsere Lagerstätten hatten, machte nun regelmässig das Frühstück für uns zwei Schüler. Es bestand, wie gewohnt, aus Kaffee und Rösti. Die Kartoffeln für dieselbe schälten und hechelten wir schon abends zuvor. Erwin sollte mich am Morgen rechtzeitig wecken, tat es jedoch oft etwas spät erst. Oder wenn es allzufrüh geschah, so schlief ich zuweilen nochmals ein, und es gab dann gewöhnlich trotz aller Hetze ein Zuspätkommen in die Schule. Das Kämmen und das Flechten des langen, dicken Zopfes machte mir meist viel Not, und zum Essen blieb gewöhnlich verschwindend wenig Zeit. Die Rösti, die Erwin sehr gut zu machen verstand, wäre freilich rasch vertilgt gewesen. Aber ach, der Bruder liess mir meistens gar wenig davon übrig. Sie schmeckte dem hungrigen Buben eben auch gut, und er dachte in jugendlichem Egoismus manchmal gar nicht an seine Schwester. Er wischte sich den Mund und ging zur Schule. Ich aber liess manchmal noch das mir übrig gelassene Restchen stehen, trank hastig eine Tasse Kaffee und rannte ebenfalls zur Schule, froh wenn ich noch knapp zurecht und nicht zu spät kam. Hätte ich noch Brot zur Pause mitgebracht, wäre der Ausfall des Frühstücks nicht so empfindlich gewesen; doch in der Eile vergass ich dies gewöhnlich. Hin und wieder konnte ich, mit einer Mitschülerin zusammen, einen Zehner-Apfelwecken in der Pause beim «Beck Bär» im Städtchen kaufen und teilen. Vielfach aber fehlte mir dazu der Fünfer, und ich musste hungrig bleiben bis nach 11 Uhr, wo die Schule aus war und ich daheim ein Stücklein Brot noch knapp vor dem Mittagessen erhaschen konnte. Dass ich morgens so schwer aufwachte, hatte ja auch seinen Grund darin, dass ich leider abends oft zu spät zu Bette ging, weil ich vielfach meine Aufgaben, besonders die allwöchentlichen Aufsätze, erst nach dem etwas späten Nachtessen machen konnte. Dass ich bei dieser Lebensweise nicht kräftig werden konnte, liegt auf der Hand. Mutter wusste nichts von meinem vielfachen «Morgenfasten». Sie wurde wohl erst darauf aufmerksam, als ich einmal mitten im Vormittag bleich und matt heimkam, von einer Mitschülerin begleitet. Es war mir in der Französischstunde schwarz vor den Augen geworden, und da hatte mich Herr Bohler

heimgeschickt. — Mit Erwin gab es hin und wieder kleine Reibereien, wie bei andern Geschwistern auch. Wir mussten gewöhnlich nach dem Mittagessen noch das Geschirr waschen und abtrocknen. Da wollte natürlich jedes lieber abtrocknen, schon um des lästigen Pfannenputzens willen. Die Sache wurde dann schliesslich wochenweise gewechselt. — [...]

Erwin und ich wurden hie und da nach Zofingen geschickt, um in der «spanischen Weinhalle» ein ca. 15ltriges Fässchen spanischen Wein zu holen. Dazu wurde uns einmal der neue Kinderwagen Edgars aus Weidengflecht anvertraut. Auf dem Heimwege die Bahnhofstrasse hinunter leisteten wir uns das Vergnügen, den Wagen eine kleine Weile allein laufen zu lassen, ihn dann aber, wenn er uns entwischen wollte, schnell wieder zu erfassen. Doch wir hatten dabei nicht mit der «Tücke des Objekts» gerechnet. Plötzlich machte der Wagen einen Seitensprung und rannte gegen die Randmauer der Strasse, wobei das Wachstuch-Verdeck etwas beschädigt wurde, nicht schlimm zum Glück. Erst etwa 8 Tage später bemerkte Mutter den Schaden und stellte uns zur Rede darüber. Wir hatten aus Angst vor Vater die Sache verschwiegen. Nun suchten wir unsere Missetat so darzustellen, als sei der Wagen an der Hausmauer der Weinhalle angestossen — im Glauben, dass dann unser Verschulden geringer bewertet werde. Es war eine Vertuschung aus Angst vor Strafe, und mein Gewissen plagte mich noch lange nachher, dass ich nicht die volle Wahrheit bekannt hatte. Vater musste diesmal wohl oder übel von einer körperlichen Züchtigung absehen, denn er lag mit gebrochenem Bein zu Bett. Doch ein kräftiges «Donnerwetter» blieb uns auch von da her nicht erspart. — [...]

Mir scheint, dass die Jahre — es waren deren zwei, höchstens zweieinhalb — in denen wir bei Witwe Würgler wohnten, trotz manchem Trüben und Schweren, doch im ganzen zu meinen glücklicheren Kinderjahren gehörten. Vor allem war es die Lust am Lernen, die mich erfüllte. Ich ging leidenschaftlich gerne zur Schule, und es brauchte schon ein tüchtiges Unwohlsein, bis ich mich entschliessen konnte, sie einmal nicht zu besuchen. So geschah es einmal, dass der Mumps auch mich, wie viele andere Schüler, heimsuchte. Diese «Ohrspeicheldrüsen-Entzündung» ist etwas recht Unangenehmes und schmerzt, besonders beim Essen. Ich ging aber anfangs, mit verbundenen Ohren zwar, trotzdem unentwegt zur Schule. Bis ich dann eines Morgens, schon wieder den Schultornister (den damals auch die Mädchen noch angeschnallt trugen) auf dem Rücken, mich so unwohl fühlte, dass ich plötzlich in Tränen ausbrach und Mutter mich wieder ins Bett wies. Auch an Zahnschmerzen litt ich in jener Zeit oft. — Bald nach dem Eintritt in die Bezirksschule bekam ich auch den ersten, sehr unregelmässigen Klavierunterricht bei einer Frau Schaub. Sie war die Frau des Bahnhof-Kassiers und Tochter von Spengler Hübcher, dem Vater viel zu verdienen gab für Bahnarbeit. Deshalb mag der Unterricht für mich auch billiger gewesen sein, ich glaube, 1 Franken die Stunde oder noch weniger. Da ich aber musikalische Begabung verriet, entschloss sich Vater trotzdem, mich späterhin bei Musikdirektor Bürlü, wo sonst nur die «Noblen» Unterricht nahmen, Stunden

für 2 Franken die Stunde nehmen zu lassen. Ich bekam freilich nur ½ Stunde in der Woche, und in den Ferien, oder wenn es Herrn Bürlü sonst nicht gut passte, fiel auch diese halbe Stunde aus. Es kam dann auch ein Klavier ins Haus, ein gebrauchtes, das in der Aarauer Musikalienhandlung Käslin für Fr. 410.— erworben wurde und noch einen guten Klang hatte. Das schon etwas unmodische Möbel hat mich später nach Frankreich und schliesslich noch nach Russland begleitet. Ich habe mich dann in Norka, vor der Abreise in die Schweiz, endgültig von dem altvertrauten Instrument trennen müssen. Es geschah nicht ohne Wehmut, trotz seiner «schwachen Saiten». — [...]

Meine Aufsätze wurden vielfach mit der Note «recht gut» bedacht, selten mit nur «gut». Im allgemeinen machte ich sie nicht besonders gern. Es kam aber sehr darauf an, welcher Art das Thema dazu war. Langweilige Beschreibungen von Personen oder Gegenständen liebte ich nicht. Am besten gelangen mir wohl die Aufsätze, in denen meine Phantasie sich auswirken konnte. So liess mich einmal meine «Lust zum Fabulieren» einen Waldspaziergang mit einer Freundin recht spannend erzählen. Wir wurden dabei plötzlich von einem Wildschwein bedroht. Aber im Moment höchster Bedrängnis erschien dann ein Jägersmann und erlegte das «Biest» vor unsern Augen. Ein andermal sollten wir irgend ein Bild beschreiben. Es gab deren bei uns daheim nur sehr wenige und keine wertvollen. So musste denn ein alter Stich von General Dufour herhalten. Auch dieser Aufsatz erhielt die Note «recht gut», trotzdem ich statt «Schärpe» das gut deutsch Wort «Leibbinde» gebrauchte, was sich freilich für eine Generalsuniform ein bisschen bedenklich ausnahm. — Am meisten verhasst war mir aber ein Thema, bei dem der Inhalt eines Gedichtes in Prosa wiedergegeben werden sollte. Es kam mir stets wie eine Versündigung an der Poesie selber vor. Und als wir wieder einmal ein feines lyrisches Gedicht auf diese Weise «umarbeiten» sollten, was auch alle andern sehr schwer fanden, beschlossen wir nach der Stunde einmütig, diesmal einfach zu «streiken», mit der Begründung, wir hätten nichts darüber zu sagen gewusst. Ich machte mit aus Solidarität, nicht weil ich absolut nichts damit anzufangen gewusst hätte. Die Stunde kam, wo Herr Rahm unsern Aufsatz-Entwurf sehen und hören wollte. Mir war ein wenig bange, ob die andern auch Wort gehalten hätten oder zu den «Streikbrechern» zählten. Es erwies sich, dass nur zwei solche unter uns waren, der Pfarrerssohn und Mimi M., die «Tadellose» in allem, die ein paar Sätze, wohl auf Wunsch ihrer Eltern, zu Papier gebracht hatte. Wiederum zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie viel nachsichtige Güte und Verständnis Herr Rahm seinen Zöglingen entgegenbrachte. Wohl war er erst ein wenig betreten über den Fall. Doch statt uns zu schelten und die Streikbrecher zu loben, nahm er sich die Mühe, uns nochmals ruhig und freundlich das Gedicht zu erklären und Anleitung für unsern Aufsatz zu geben. Diesmal spitzte ich nun die Ohren, und es gelang mir, auch für diese Aufgabe die Note eins zu erlangen. — [...]

Wie anders sah doch damals noch das Strassenbild aus, als heute! Motorfahrzeuge existierten noch nicht, sowenig wie die Flugzeuge. Die Pferdefuhrwerke aber liessen

auch noch Raum genug für die Fussgänger und gefährdeten diese nur in seltenen Fällen. Das erste Velociped sah ich, als wir bei Würglers wohnten. Es war ein hohes Rad, auf dem der Fahrer sass, und ich blickte bewundernd und ein wenig gruselnd auf den kühnen «Strampler». — Zuweilen wurde damals die Strasse noch belebt durch Gestalten, die man sich in unsrer praktischen und prosaischen Zeit nicht mehr gut vorstellen kann. Ich meine die fremd aussehenden Dudelsackpfeifer und Kameltreiber. Letztere hatten gewöhnlich noch ein rotbefracktes Äffchen, «Murmeli» oder sonst ein Tierchen bei sich, das vor der gaffenden Kinderschar sich zeigen oder gar Kunststücklein machen musste. Auch die «Örgelimanne» bildeten immer eine kleine, willkommene Abwechslung auf der Gasse.

Nachwort des Bearbeiters

Mit diesem Kleinstadttdyll, das uns an Kellers «Pankraz der Schmoller» erinnert und zum Vergleich mit der heutigen Aarburger Verkehrssituation geradezu herausfordert, beenden wir die Auszüge aus dem Bericht von Clara Weigum. Vieles hat sich in den seither verflossenen 100 Jahren geändert. Denken wir nur daran, dass Clara, die hochbegabte und aussergewöhnlich lerneifrige Schülerin, die Bezirksschule zu ihrem grossen Leidwesen schon nach der 3. Klasse verlassen musste! In der Annahme, dass sie sich später ja doch verheiratet würde, betrachtete man also nicht nur den Mittelschulbesuch oder eine Berufslehre, sondern auch ein letztes, freiwilliges Volksschuljahr als unnötigen Luxus. Immerhin konnte sie nach der Konfirmation ein Welschlandjahr als «volontaire» — lies: unbezahltes Dienstmädchen! — absolvieren, wo man sie weidlich ausnützte. —

Wenn es auch heute wohl kein Lehrer der Oberstufe wagen würde, von den Schülern jede Woche neben andern Hausaufgaben einen Aufsatzentwurf zu verlangen, so stellt man doch mit einigem Erstaunen fest, wie fortschrittlich der Unterricht damals an der Bezirksschule war. Der Bericht macht aber auch deutlich, dass die Persönlichkeit des Lehrers von entscheidender Bedeutung ist, damals und auch heute noch, wo sich die Methoden geändert haben und die Technik auf ihrem Siegeszug auch vor den Schulhäusern nicht halt gemacht hat.

Hans Brunner